

Werner Scheler

Schlussworte



*Der Jubilar beim
Schlußwort*

Herr Präsident, meine Damen und Herren,
liebe Freunde,

als Erstes möchte ich allen Kolleginnen und Kollegen,
die das heutige Festkolloquium zu meinem 80. Gebur-
tstag anregen und vorbereiteten, und die hier vor-
trugen, verbindlichen Dank sagen.

Ihnen, sehr geehrter Herr Präsident, Dir, lieber Herbert
Hörz, danke ich für die freundliche Begrüßung und für
Deine bedenkenswerten Worte zu einem Kapitel Aka-
demiegeschichte der jüngeren Zeit.

Zugleich danke ich der Leibniz-Sozietät für die wohl-
gemeinten Glückwünsche zu meinem Jubiläum. Ich
freue mich, dass die Leibniz-Sozietät erfolgreich an das Werk ihrer Vorgäng-
erin, der Akademie der Wissenschaften der DDR, anknüpft, und dass – nach
deren „Abwicklung“ – im Wirken unserer Leibniz-Sozietät die Intentionen
ihres Namenspatrons eine von der Zeit geprägte Renaissance erfahren. Ich
wünsche unserer wissenschaftlichen Gemeinschaft unter Deiner Präsidents-
chaft und darüber hinaus ein reiches geistiges Leben und Impulse mit gesell-
schaftlicher Resonanz.

Verehrter Präsident Hörz, Du hattest in Deinen Begrüßungsworten darauf
verwiesen, dass ich mich etwas schwer tat mit diesem Festkolloquium. Du
hast mich nachdrücklich ermuntert, meine Zustimmung zu diesem Kolloqui-
um zu geben, für das Peter Oehme und Klaus Steiger die Initiative ergriffen.
Gewiss hattest Du damit Recht, zeigt doch die Anwesenheit von Kollegen,
von früheren Mitstreitern und Freunden, dass sich aus der Arbeit auch geisti-
ge und emotionale Bindungen entwickelten, welche die Jahre überdauerten.
– Nochmals besten Dank!

Meine Kollegen Günter Pasternak, Adolf Grisk, Hannes Hüller und Peter Oehme entwarfen mit ihren Beiträgen – ich möchte sagen – ein mosaikartiges Bild aus Fragmenten meines Lebensweges, aus Gebieten meiner wissenschaftlichen Arbeit und meiner Tätigkeit in akademischen Ämtern und im gesellschaftlichen Umfeld. Ihr, werte Kollegen und Freunde, habt mit meiner Vergangenheit Widersprache gehalten, und ich muss gestehen, es war für mich einigermaßen seltsam, verfolgt zu dürfen, wie bei solcher Gelegenheit das eigene Leben und Schaffen zum Objekt analytischer Betrachtungen und prüfender Bewertung wurde. Und es war auch psychologisch recht aufschlussreich, meinen Werdegang und mich im Spiegel eurer Beiträge zu sehen, eure Projektionen mit dem zu vergleichen, was man selbst für sein Leben und Wirken hält. Dabei habt ihr etwas zu viel Elogen gemacht. Und wenn ihr über Verdienste geredet habt, so muss man hinter meiner Person stets auch all' die Menschen sehen, die mit ihrer Arbeit dazu beitragen.

Jedenfalls vielen Dank für eure Vorträge, mehr noch aber dafür, dass wir uns menschlich nahe gekommen sind, und dass unsere freundschaftlichen Bande den Wogen des Zeitgeschehens trotzen.

Viel Freude bereiteten mir die Beiträge von Christiane Jung und Rita Bernhardt aus dem Gebiet der Hämoproteine, in dem ich selbst längere Zeit forschte. Sie ließen mich zurückdenken an den Beginn meiner wissenschaftlichen Arbeit bei Fritz Jung über den roten Blutfarbstoff. Meine erste „wissenschaftliche Tat“ bestand übrigens darin, aus einer Berliner Pferdeschlächtereier 10 Liter Blut zu holen und daraus das Hämoglobin in kristalliner Form zu isolieren. Das war Anfang der 50er Jahre.

Am Beispiel des Cytochrom P 450 habt ihr gezeigt, in welche Tiefe und Differenziertheit gegenwärtig bestimmte Richtungen der Hämoproteinforschung führen, aber auch wie rapide sich Methodik und Versuchstechnik in dieser Zeit weiterentwickelt haben. Zu euren Ergebnissen kann ich euch nur beglückwünschen, und mit etwas Wehmut muss ich feststellen, dass sich meine Distanz zu den experimentellen und theoretischen Fortschritten auf diesen Gebieten weiter vergrößert. Aber das ist wohl das Schicksal eines jeden Naturwissenschaftlers, der länger aus dem Laborbetrieb ausgeschieden ist. – Beste Wünsche euch Beiden für eine weiterhin erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit.

In meinen Dank schließe ich *alle* ein, die mir zur Seite standen, die mich in der wissenschaftlichen Arbeit und in meinen akademischen Ämtern begleiteten, darunter viele von Ihnen, die Sie hier teilnehmen, eingeschlossen meine

Frau. Manche der früheren Gefährten und Freunde sind bereits verstorben. Sie bleiben mir unvergessen.

*

Verehrte Kolleginnen und Kollegen, liebe Freunde, gestatten Sie mir bitte noch einige – dem Anlass angemessen – recht persönlich gehaltene Anmerkungen zu dem hinter mir liegenden Weg, wie er in den Beiträgen schon angesprochen wurde. An der Schwelle zum neunten Lebensjahrzehnt stehend, bleibt es nicht aus, dass die Gedanken den Spuren folgen, die man gegangen ist. Und man fragt sich rückschauend, wie es zu der Spezifik des eigenen Lebensweges gekommen ist. Demografisch gesehen ist es nicht mehr ungewöhnlich, 80 Jahre alt zu werden. Dennoch müssen ja eine Reihe endogener wie exogener Faktoren zusammen kommen, um ein solches Alter zu erreichen.

Bei mir sah das anfangs gar nicht gut aus. Ich war etwa elf Jahre alt und litt unter schwerem Bronchialasthma. Mehrere Ärzte hatten sich vergebens bemüht, Heilung oder Besserung zu erzielen. In dieser Situation entschloss sich mein Vater, mit mir einen Heilpraktiker aufzusuchen. Ich war befangen, misstrauisch und neugierig zugleich. Bald saß ich ihm, einem kurzatmigen, untersetzten, älteren Graukopf, im halbdunklen Raum gegenüber. Dann begann ein sonderbares Ritual. Mit einer kleinen Taschenlampe leuchtete er mir in die Augen und vollführte irgendwelche geheimnisvolle augendiagnostische Prüfungen. Danach betrachtete er meine Hände und erging sich in obskuren chiromantischen Analysen. Am Ende wiegte er den Kopf und raunte zu meinem Vater: „Ihr Sohn wird kaum die Dreißig erreichen“. Ein Schock für mich und meine Eltern.

Doch mittlerweile sind – trotz allergischer Disposition – zu den prophezeiten dreißig Jahren fünfzig hinzu gekommen. Ein Hinweis, dass die genetische Konstitution nur *eine* Komponente ist, die eine determinierende Rolle in der Entwicklung eines Menschen spielt. Gleichermaßen bedeutsam wie die geistigen und körperlichen Anlagen sind die sich ständig ändernden spezifischen Bedingungen des sozialen Milieus, mit denen er sich im Laufe seines Lebens immer wieder auseinander setzen muss.

Jeder Werdegang manifestiert sich so als ein unikales Lebensmuster, bei dem biologische und soziale Faktoren miteinander interferieren und sich in äußerst komplexer Weise zu individuellen Biografien – mit ihren Höhen und Tiefen, mit ihrem Licht und Schatten – überlagern. In ihrem lesenswerten Buch „Kindheitsmuster“ zeichnet Christa Wolf ein solches Geschehen ihrer

Jugendzeit. Wie sie hat jeder Mensch sein spezifisches Kindheits- und Lebensmuster, das tief in ihm verankert ist.

In dem meinen reflektieren sich eine Reihe der großen politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Bewegungen in dieser Zeit, die einen prägenden Einfluss auf mich ausübten, ebenso, wie die ganz individuellen Geschehnisse und Begebenheiten aus dem engeren Umfeld, die ihre Spuren hinterließen. Eine Wegscheide bildete hierbei der Zweite Weltkrieg mit seinen weitreichenden Folgen für die Weltpolitik, für die Entwicklung in Nachkriegsdeutschland und für meine eigene Vita.

1923 geboren, ward mir nicht die zweifelhafte „Gnade der späten Geburt“ zuteil, und, da in Thüringen beheimatet, auch nicht das scheinbare „Glück der rechten Topographie“, denn im Sommer 1945 wurde das von den Amerikanern besetzte Thüringen gegen die drei Westsektoren in Berlin getauscht, Thüringen wurde sowjetische Besatzungszone. Doch mir bot sich durch Ort und Zeit und im Schoße einer sich neu formierenden Gesellschaft die „Gunst der Stunde“.

So ist und bleibt die wichtigste Zeit meines Lebens und meines bewussten Wirkens mit dem Werden und der Existenz der DDR sowie mit dem Versuch und der Realität einer sozialistisch orientierten Gesellschaft untrennbar verbunden. Für mich liegt darin eine vielschichtige Erfahrung von essentiellstem Wert, ein gesellschaftliches Verständnis, welches erlebte Geschichte nicht entsorgt, sondern befragt, ein Verständnis, das nicht im Gestern verharret, doch über den Horizont des Heute hinaus zu denken vermag.

Auf biowissenschaftlichem Gebiet vollzog sich in dieser Zeit ein revolutionierender Erkenntnisdurchbruch über die molekulare Struktur der belebten Materie und die elementaren Mechanismen ihrer Funktionsweise, ein Erkenntnisdurchbruch mit außerordentlicher wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Tragweite, bis hin zu den prinzipiellen Folgen für den Eingriff in die genetische Konstitution des Individuums wie möglicherweise seiner Nachkommen.

*

Blicke ich auf meinen Entwicklungsweg, so tauchen Menschen und Ereignisse auf, die das Denken und Handeln formen halfen, die zur Geistes- und Charakterbildung beitrugen und die ethische und moralische Maßstäbe setzten. Versehen mit solch' geistigem Gut und Wertekodex formt sich die Realität eines Lebens aus dem iterativen Wechselspiel von Ziel, Versuch, Erfolg und Irrtum. So wandelt sich die Poesie eines Lebensentwurfs durch das

permanente Korrektiv von Gelingen und Scheitern zur nüchternen Prosa einer Existenz.

Unvergessen bleiben mir die Schlichtheit und Strebsamkeit sowie der Gemeinsinn der Eltern, Eigenschaften, die sie mir vorlebten. Sie kannten zwar nicht jenes „Carpe diem“ des römischen Dichters Horaz, doch war dieses Gebot ihr Lebensprinzip. Mit ihren ethischen Werten und sozialen Normen prägten sie meine Kindheit und Jugend.

1930 kam ich zur Schule. – Peter Oehme hat hierüber gesprochen und mein Bild als Schulanfänger mit Zuckertüte gezeigt. – Kaum drei Jahre später erfolgte 1933 die Machtergreifung Hitlers, und wir erfuhren im Unterricht, wie schnell die Lehrer dem neuen Regime huldigten. 1934 folgte mein Wechsel an die Oberschule. Dort wirkte als Direktor ein Studienrat, durch dessen Bild sich ein tiefer Riss zieht. Er lehrte uns in den höheren Klassen Mathematik, Physik, Chemie und Biologie. Ein anregender, ein begeisternder Pädagoge, voller Energie und mit hohem Leistungsanspruch. Durch seinen lebendigen Unterricht mit zahlreichen anschaulichen Experimenten weckte er meine Freude an den Naturwissenschaften, und er vermittelte uns Schülern ein solides fachliches Wissen. In der Biologie betrieben wir damals schon genetische Kreuzungsexperimente an *Drosophila*.

So leidenschaftlich wie als Lehrer, so fanatisch war er als Anhänger Hitlers. Genetische Anomalien bei den Taufiegen, wie Stummelflügel oder Deformationen der Augen, verglich er mit erblichen Krankheiten beim Menschen, die man „ausmerzen“ müsse. Er befürwortete die Eugenik und die Nürnberger Rassengesetze. Und jeder Schüler hatte für das Fach Rassenkunde, das er lehrte, mit Ahnenblatt und Sippschaftstafel seine „Deutschblütigkeit“ nachzuweisen, was immer das sein sollte. Heftig beklagte er die deutsche „Schmach von Versailles“, und er glorifizierte den „völkischen Aufbruch“ Deutschlands unter dem von ihm verehrten „Führer“. Auch ruhte er nicht, bis die Schüler seiner Anstalt Mitglied der Hitlerjugend waren, wie er voller Stolz im Schuljahresbericht 1935/36 verkündete.

Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 war ich noch Oberschüler, und 1941 schied ich als Siebzehnjähriger mit dem „Reifevermerk“, einer Art Notabitur, und mit solcherlei geistigem Rüstzeug, objektivem Fachwissen wie nationalsozialistischer Dogmatik, in den Reichsarbeitsdienst und unmittelbar danach in die Wehrmacht.

Der Krieg wurde mir zu einem drakonischen Lehrmeister. Hier erfuhr ich – um mit Arnold Zweig zu reden – meine „Erziehung vor Verdun“. Mit jugendlicher Unbekümmertheit als Rekrut eingezogen, zerbrach an der Realität

des Krieges nach und nach all' das, was uns die Schule und die Propaganda des „Tausendjährigen Reiches“ an politischer Weltanschauung, an großdeutschen Zukunftsvisionen und völkischen Idealen, wie Patriotismus, Heldentum und blindem Gehorsam, vermittelt hatte.

Je länger der Krieg andauerte, um so unbarmherziger seine Lehre. Und mir stellte sich die Frage nach dem Sinn des Lebens überhaupt. Am Ende ging es nur noch ums Überleben. Wer diese Perversion menschlichen Seins, diesen barbarischen Bruch ethischer und kultureller Werte, selbst nicht durchlebt hat, wird kaum nachvollziehen können, wie grundlegend diese Erfahrungen mein politisches Bewusstsein veränderten.

Das Ende des Krieges erlebte ich in einem Behelfslazarett in Bayern. Bitter empfand ich meine Selbsttäuschung, der ich lange unterlegen war. Wie viele meiner Kameraden empfand und wollte ich im Mai 1945 – trotz völlig ungewisser Zukunft – nur eines: Nie wieder Krieg! Doch der Keim für das gesellschaftliche Grundübel des Krieges ist leider geblieben.

Wieder in der Heimat, schlug ich mich zunächst mit Arbeit auf dem Lande und mit anderen Tätigkeiten durch. Eine technische Ausbildung – wie sie Peter Oehme erwähnte – musste ich abbrechen, als der Betrieb im Rahmen von Reparationsleistungen demontiert wurde. Als die Universitäten wieder öffneten, bemühte ich mich um einen Studienplatz und erhielt Ende 1946 in Jena die Zulassung zur Vorstudienanstalt und zum Studium. Nach den verlorenen Jahren des unseligen Krieges und geistig ausgehungert, wie ich war, wurden mir die Studienjahre zur Offenbarung, zum Aufbruch in eine kaum erhoffte, sinnvolle Zukunft.

Meinen akademischen Lehrmeister nach dem Studium in Jena fand ich in Berlin. Eine Studienkollegin, die nach Berlin gewechselt war, hatte mich auf den dortigen neuen Pharmakologen neugierig gemacht. – Peter Oehme sprach schon davon. – Sie charakterisierte ihn mir als wahre „Intelligenzbestie“. Es war Fritz Jung. Viele von Ihnen werden sich noch an ihn, den ideenreichen, kritischen Geist erinnern. Ich bewarb mich bei ihm und hatte das Glück angenommen zu werden. Anders als angekündigt bezog er mich in die Hämoglobinthematik ein. Ihm verdanke ich meine primäre wissenschaftliche Erziehung, gefördert durch das kreative Milieu im damaligen Bucher Akademiejnstitut für Medizin und Biologie mit Persönlichkeiten, wie Karl Lohmann, Walter Friedrich, Arnold Graffi, Erwin Negelein, Hans Gummel, Otto Neunhöffer, Friedrich Möglich. Die Bucher Kolloquien, bei denen diese hervorragenden Forscher in den ersten Reihen des Hörsaals ihren Platz einnahmen und mit Fragen, Anregungen und Kritik nicht sparten, waren für uns

Adepten der Wissenschaft eine unvergleichliche Schule und ein gefürchtetes Fegefeuer, wenn wir selbst vorzutragen hatten.

*

Verehrte Anwesende, alles, was man in den einzelnen Abschnitten seines Lebensweges als Mitgift erwirbt, wirkt zugleich auch präformierend auf die Gestaltung der folgenden Etappen. Und am Ende steht eine unikale Biografie. Es liegt darin keine strenge Kausalität, doch eine Art von sozialem Determinismus.

Von Georg Christoph Lichtenberg stammt der wunderbare Aphorismus: „Ein Meisterstück der Schöpfung ist der Mensch auch schon deswegen, dass er bei allem Determinismus glaubt, er agiere als freies Wesen“.

Dabei schließt der soziale Determinismus das Wirken von Zufall, von Not und besonderen Umständen ein. Sie drängen zu Entscheidungen, verändern Lebenspläne, determinieren neue Wege und Ziele. Mir ging das nicht anders. Alleine schon der Krieg warf meine ursprünglichen Vorstellungen über den Haufen. Und nach dem Krieg kam ich durch eine Konstellation von Umständen, statt zum angestrebten Technikstudium, zur Medizin. Ich musste diesen Tausch nie bereuen.

Hermann von Helmholtz urteilt in seiner Schrift „Das Denken in der Medizin“ über das Medizinstudium: „Ich betrachte ... das medicinische Studium als diejenige Schule, welche mir eindringlicher und überzeugender, als es irgend eine andere hätte thun können, die ewigen Grundsätze aller wissenschaftlichen Arbeiten gepredigt hat“.

Ich folge dieser Ausschließlichkeit nicht, doch eines ist gewiss: Das Medizinstudium, das sich von der Physik und Chemie bis hin zu sozialwissenschaftlichen Gebieten spannt, erzieht gleichermaßen zum analytischen wie komplexen Denken. Ich empfand dies auch in meiner eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit und profitierte davon.

Meine Untersuchungen auf dem Gebiet der Hämoproteine, der Biophysikochemie, der Allgemeinen und Molekularpharmakologie waren überwiegend Grundlagenforschung. Darüber hinaus bearbeiteten wir Themen mit engerer medizinischer Bedeutung, z.B. in der Wirkstoffforschung und Toxikologie. Diese bilden eine Brücke von der angewandten Forschung zur medizinischen Praxis. So war es für mich auch in späteren Ämtern ein selbstverständliches Gebot, für die reine Grundlagenforschung ebenso Sorge zu tragen, wie für die angewandte Forschung und für deren Verbindung mit

der Praxis. – Wie anders erwiese sich die Wissenschaft ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht.

In meiner akademischen Tätigkeit verschoben sich die Proportionen von Lehre und Forschung zunehmend zu den Aufgaben der Wissenschaftsorganisation und Wissenschaftsleitung. Ich habe stets gerne unterrichtet und geforscht. Doch war ich auch bereit und willens, akademische Leitungsaufgaben zu übernehmen, wenn sie mir angetragen wurden.

Für einen Wissenschaftler bedeutet jede Einwilligung, ein höheres akademisches Amt zu übernehmen, eine veränderte Wichtung zwischen eigener Fachwissenschaft und Verantwortung für die übergeordnete Aufgabe und Institution. Diesen Interessenkonflikt zwischen der Ambition als Forscher und dem Ersuchen einer Gemeinschaft, der man zugehört, muss man mit sich selbst austragen. Bei solcher Entscheidung kollidieren sachliche Argumente, Einsicht, Interesse, Eignung und Neigung in komplexer Weise. Bei allem Für und Wider der Erwägungen gab es aber für mich – eingedenk des Schicksals von „Buridans Esel“ – nach dem gefassten Entschluss nur die volle Identifikation mit dem eingeschlagenen Weg.

So kam ich – initiiert von einigen Bucher Institutsdirektoren und Kollegen – Anfang 1971 mit einer größeren Gruppe von Mitarbeitern von Greifswald zurück nach Berlin, wurde Direktor des „Forschungszentrums für Molekularbiologie und Medizin“, das zunächst nur auf dem Papier existierte. In einem an Problemen und Widersprüchen reichen Prozess formierte es sich als Struktureinheit aller biowissenschaftlichen und medizinischen Einrichtungen der Akademie. Peter Oehme stand mir in dieser schwierigen Anfangsphase dankenswerterweise als Stellvertreter zur Seite.

Die Biowissenschaften in der DDR erfuhren in dieser Zeit, nicht zuletzt durch das verdienstvolle Wirken von Mitja Rapoport im Forschungsrat der DDR, eine Ausrichtung auf wichtige Gebiete der molekularbiologischen, biotechnischen und biomedizinischen Forschung. Mit dem Forschungsvorhaben „Molekulare Grundlagen der Entwicklung, Vererbung und Steuerung“, mit dem ich betraut worden war, und mit den nachfolgenden Forschungsprogrammen gelang es den Biowissenschaften der DDR, erfolgreich am internationalen Fortschritt teilzunehmen, was sich auch später bei der Evaluierung der biowissenschaftlichen Einrichtungen zeigen sollte.

1979 übernahm Günter Pasternak die Leitung dieses Bereiches, und für mich schloss sich – nach wiederholter Wahl durch das Plenum und Berufung durch die Regierung der DDR – eine elfjährige Amtszeit als Präsident der Akademie an. Hier hatte ich das Glück und die Ehre, mit motivierten und

kompetenten Kollegen im Plenum und im Kreise des Präsidiums die Geschichte der Akademie bis 1990 leiten zu können, einer Wissenschafts- und Forschungsinstitution, die sich seit ihrer Wiedereröffnung im Jahre 1946 eine anerkannte Stellung in der DDR und in der internationalen Wissenschaft erarbeitet hatte. Sie war zu einem stabilen Bindeglied zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung und der Volkswirtschaft sowie anderen gesellschaftlichen Bereichen des Landes geworden. Dem diente während meiner Amtszeit auch die Etablierung verschiedener neuer technisch-technologischer Arbeitsrichtungen an der Akademie und die Errichtung entsprechender Institute und Technika.

Mit ihrem Doppelcharakter als Gelehrten-gemeinschaft *und* zentrale Forschungsinstitution sowie durch ihre unmittelbare Integration in den Gesellschafts- und Wirtschaftsprozess unterschied sich unsere Akademie wesentlich von denen in der alten Bundesrepublik. Indessen ließen die Stellung, die Aufgaben und die gesellschaftliche Verankerung der Akademie gar nicht die Frage nach einer „Sinnkrise“ aufkommen, wie sie – bei der Vielzahl von Forschungs- und Wissenschaftsinstitutionen in der Bundesrepublik – für die traditionellen Gelehrten-gemeinschaften bis in die Gegenwart immer wieder diskutiert wird.

Verehrte Anwesende, über diese Zeit der Akademie wurde auch heute gesprochen und bei anderen Gelegenheiten schon vieles geschrieben, und es wird noch mehr dazu kommen. Einiges findet sich auch in meiner diesbezüglichen Monografie. Für eine Epikrise ist die Zeit nicht reif, zumal bestimmte Quellen der Zeitgeschichte vorerst nicht zugänglich sind. Eines nehme ich, bei der Führung aller dieser Ämter, für mich in Anspruch: Nie galt mir das Amt mehr als die Wissenschaft, für die es geschaffen war.

Im Rückblick auf die acht Jahrzehnte meines Weges möchte ich mit einem Ausspruch des österreichischen Arztes, Psychologen und Schriftstellers Arthur Schnitzler schließen. Dieses Wort scheint mir eine nachdenkenswert Reflexion über die Motivation und Kausalität menschlichen Handelns im allgemeinen wie meines eigenen Wirkens: „Es ist kein großer Unterschied zwischen den Handlungen, die wir gewollt und denen, die wir gemusst haben. Wenn wir den Mut oder die Bescheidenheit oder die Jahre hätten, die gewollte Handlung immer bis dahin zurückzuverfolgen, wo ihre allerletzte Ursache liegt, so wüssten wir, dass wir auch das Gewollte gemusst haben“.

Ich bedanke mich noch einmal bei allen, die zu diesem Kolloquium beigetragen haben, und ebenso bedanke ich mich für die zahlreichen Grußschreiben und die vielen guten Wünsche zu meinem 80. Geburtstag, darunter die Grüße von wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften, deren Mitglied ich bin, sowie für die Gratulationen aus meiner früheren Wirkungsstätte in Greifswald, der alma mater gryphiswaldensis.

Ich hoffe, noch einige Zeit am wissenschaftlichen Leben unserer Leibniz-Sozietät und anderer Einrichtungen teilnehmen zu können. Die Wissenschaft bleibt mir eine vertraute Heimat, auch wenn meine Verbindung zu ihr kaum noch im eigenen Geben besteht, sondern sich mehr zum Beobachten, Rezipieren und Verfolgen hin verlagert hat.

Ihnen, verehrte Anwesende, danke ich für Ihre Teilnahme an diesem Kolloquium, und ich darf Sie anschließend zu einem zwanglosen Beisammensein im Foyer einladen.



Pausengespräch, im Vordergrund v.l.n.r. Hans-Georg Hüller, Werner Scheler, Bärbel Oehme, Peter Oehme

Redaktionelle Anmerkung: Die vorgetragenen Texte werden ergänzt durch ein Nachwort am Ende des Bandes.